

Berlungen.

Des Viebes sanfte Töne
Berhallen im leisen Affort,
Die süßen Harmonien
Klingen wie träumend fort.

Und Dämme Strömen durch Fenster
Die Dämmung flüchtet herein,
Gleich den verhallenden Tönen
Erlichtet des Tages Schein.

Berlungen ist die Sonne,
Berlungen die Musik,
Und die Gedanken schweiften
Zu einigem Glück zurück.

Weshalb ich eine alte Jungfer wurde.

Ein Bild aus dem Leben.

Weil ich es nicht ändern konnte,
Da hab' ich meine Grinde! Ich
habe mich jezt in mein Gesicht ergeben
und bin zufrieden damit — wenigstens
insofern, als man dies überhaupt von
einer Frau erwarten kann —, aber das
war nicht immer so. Einmal hätte
ich mich also beinahe verheiratet. Ich
will Euch die Geschichte erzählen —
im Vertrauen natürlich!

Ich hatte mich, da ich des Land-
lebens überdrüssig geworden war und
ein wenig in der feinen Gesellschaft zu
leben wünschte, in Madame Rodopar-
de's elegantem Pensionat in Lon-
don niedergelassen. In jener Zeit
lernte ich Monsieur Gérard Dupin
kennen, den herzlichsten, dunkeläugigsten
Ausländer, den ich Euch vorstellen
kann. Er spielte entzückend, und
sein Schmuck war wie schwarze
Seide aus.

Ich wünschte mir Glück, daß Ma-
demoiselle ihr Herz noch nicht einem
anderen Freier geschenkt hat, sagte
er, denn ich darf doch wagen, zu ho-
fen ...

Ich wollte nicht, was ich antworten
sollte, und Gérard umschloß meine
Rechte mit beiden Händen.

Die entzückende Mademoiselle —
weil ich jaucherte sie? — rief er leidens-
schafflich. Ich bin ihr Sklave — ihr
treuer Hund — der Staub zu ihren
Füßen, die von allen Füßchen auf der
Welt die reinsten sind! Soll ich
verrückt werden, mir eine Pistolen-
kugel durch den Kopf zu jagen? —
Denn ohne die Liebe meiner Henriette
zu leben, hieße für mich nur, ein elen-
des, jammervolles Dasein hinpfeifen!

Gérard, wie fürchterlich Sie re-
den, sagte ich und fing wirklich an,
ganz durcheinander zu werden.

Sie wollen also die Meiner wer-
den? —

Ja, flammelte ich. — Was hätte
ich Anders sagen können?
Diesmal war ich wirklich verlobt,
und wie mich die Witwen und Mäd-
chen in Madame Rodoparde's Pen-
sionat beneideten, kann man sich vor-
stellen. Die Gräfin Dupin! — Gé-
rard hatte neulich auf einen Titel an-
gespielt, zu dem er durch seine Erb-
rechte berechtigt war. Wie herrlich es kün-
gen würde und mit welcher Beugung
ich meine Hochzeitsreise an Lu-
cie Hooper — an Frau Dutton, meine
— schiden wollte!

Die Hochzeit wurde auf den nächsten
Monat festgesetzt. Und da ich wirklich
feinestmögliche Grund zum Auf-
schub sah, so laute ich mir mein Hoch-
zeitskleid — weiße Seide — und
machte mich mit zwei Schneiderinnen
und einer Nähmaschine in aller Eile
daran, meine Aussteuer fertig zu stel-
len.

Es war ein Tag vor dem ereignis-
reichen Donnerstag, und ich war ge-
rade eifrig dabei, meine Truhe zu
packen — da erschien Gérard in mei-
nem Zimmer. Sein Haar war wirr,
seine Cravatte nachlässig und schief
umgeben.

Mein Gott, Gérard, was ist ge-
schien?

Was geschien ist? Ruiniert ist
mein Gérard, und er ist nur hierher
gekommen, um von seiner Henriette
Abschied zu nehmen, ehe er selbst aus
diesem Leben scheidet. Meine nicht,
mein Engel, — aber vergiß, daß Dein
armer Gérard jemals geliebt hat!

Auf meine ängstlichen Fragen ge-
hand er mir nun, daß er sich einen
Geschäftsfreund einen Weisler indol-
st, daß sein Freund diesen Weisler
nicht eingelöst hätte und er nun für
die Summe aufkommen müßte.

Wieviel ist es denn? fragte ich.

„O, es sind nur Lumpige hundert
Pfund, und morgen bekomme ich wie-
der Geld in Hülle und Fülle. Ich
hätte schon alles arrangiert, und mor-
gen laufe ich, wie gesagt, meine Remis-
sen ein. Aber heute! Es handelt sich
um heute, meine Henriette! Ach,
warum fährt nicht ein Biß vom Him-
mel herüber und trifft mich? War-
um muß ich leben?“

„Ich kann Dir hundert Pfund lei-
hen, Gérard!“

Mein rettender Engel! Meine
Rebeskönigin! Nur dieser einzige
Tag kommt in Frage, und dann wird
Dein Gérard alle Schätze seiner Wä-
gen zu Deinen Füßen aufhäufen!“

Ich hatte zufällig gerade nur noch
hundert Pfund übrig — meine Aus-
steuer war fast vollständig geworden, als
ich erkrankte — und ich gab sie ihm.

Er beugte sich nieder und küßte
mir die Hand — der profane Duto-
ton hatte als Verlobter sicher auch
nicht im Traum daran gedacht, Lucie
Hooper die Hand zu küssen! Es war
auch kein Funke von Posten in seiner
Natur!

„Morgen,“ murmelte Gérard, „morgen
— meine Henriette! Ich
zähle die Minuten bis dahin — die
Sekunden!“

Er war wieder heiter geworden, und
mit der ritzerischen Höflichkeit eines
Gardes betrachtete er mich.

Der Hochzeitmorgen kam, aber kein
Bräutigam. Die entscheidende Stunde
erschien, aber Gérard war noch immer
nicht da.

Ich war schon im Begriff, hysterisch
zu werden, als Madame Rodoparde
in mein Zimmer geilt kam und mit
einem Bilet überreichte, das in der talli-
graphisch schönen Handschrift meines
Bräutigams adressiert war.

„Mein armes Fräulein, lesen Sie!“
rief sie und warf es mir in den
Schoß.

Es war ein kurzes Schreiben von
Gérard an Madame Rodoparde, in
dem er ihr mitteilte, daß er mit dem
gestrigen abgehenden Dampfer nach
Frankreich gereist, daß er Englands
und seiner Bewohner überdrüssig wäre
und daß er unter dem heiteren Himmel
seines Vaterlandes ein besseres Fort-
kommen zu finden hoffe.

„Was die alte, häßliche Person be-
trifft, mit der ich mich verlobt habe,
schrieb er weiter, „so hat sie ihre Schul-
digkeit getan. Ich habe einen Teil
ihrer hundert Pfund dazu verwendet,
mir ein Dampferbillet zu kaufen. Hat
sie sich wirklich auch nur einen Augen-
blick eingebildd, daß ich, Gérard Du-
pin, mich an sie wegwenden würde? Nun
dann hat sie für ihre thörichte Ar-
roganz ihre gerechte Strafe empfangen!
Leben Sie auf ewig wohl, meine sehr
verehrte Dame, und nehmen Sie die
verbindlichsten Empfehlungen
Ihres

Gérard.“

Das war das Ende meiner Verlobung!
Späterhin hat sich mir nie
wieder eine Gelegenheit geboten. Ich
bin alte Jungfer geworden und werde
es wohl mein Leben lang bleiben, bin
aber doch überzeugt, daß das Schicksal
mich recht hart behandelt hat. All
meine Freundsinnen aus der Mädchens-
zeit sind verheiratet, ich aber bin noch
immer einsam. Eins aber weiß ich
sicher: Eine gute Ehefrau ist an mir
verloren gegangen!

**Sonnenschein und Sommer-
prossen.**

Seife ist nicht das einzige kosmeti-
sche Mittel, dessen Anwendung im
Gesicht auf unlogische Schlussfolgerun-
gen hin verpönt worden ist. Es gibt
noch einen zweiten, ungleich mächtigeren
Verfälscher, die sendenden und
mildernden Sonnenstrahlen, deren
man Dank dem vollständig unwissen-
schaftlichen Vorurteil, daß die Sonne
an den Sommerprossen schuld sei,
das Gesicht lange beraubt hat. In sei-
nem bedeutenden Werte über die
„Sautrankeiten“ hat der berühmte
Professor Hebra diese fast allgemein
für unumstößlich gehaltene Theorie
gründlich widerlegt. Die Sache ist
von so außerordentlicher Wichtigkeit
für die Gesundheit und Schönheit, daß
wir die Bemerkungen jener Autorität
hier ausführlich wiedergeben wollen:
„Nämlich Lentigo (Sommer-
prossen), der bei Neugeborenen, noch
bei Kindern unter 6 — 8 Jahren zum
Vorschein kommt, sie mögen den gan-
zen Tag in der freien Natur umher-
gehen und dem Sonnenbrande ausge-
setzt sein oder in finsternen Stuben ein-
gekerkert bleiben, so ist es erwiesen,
daß weder Licht, noch Luft, noch
Wärme bei Kindern solche Fieckchen er-
zeugt. Betrachtet man die Haut eines
solchen Individuums, welches angeblich
nur im Sommer mit sogenann-
ten Sommerprossen behaftet sein
soll, zu anderen Jahreszeiten, jedoch
recht genau und bei guter Beleuchtung
und bei mit dem Finger angepann-
ter Haut, so entdekt man dieselben
Fieckchen in derselben Größe, nur etwas
lichter als im Sommer. Zur weite-
ren Beleuchtung des eben Besprochenen
will ich noch hinzufügen, daß ich Lentigines
an solchen Individuen wiederholt
zu sehen Gelegenheit hatte, welche
in der Regel gar nie dem Einflusse des
Lichtes und der Sonne ausge-
setzt waren. ... a priori wäre es schon schwer
zu begreifen, wie Epithelien durch den
Einfluß von Sonne und Licht in der
sonderbaren Gestalt der getrennten
Fieckchen entstehen sollten, da doch diese
Momente nicht nur an einzelnen
Punkten, sondern über ganze Flächen
gleichmäßig die Haut des Gesichtes,
der Hände u. s. w. treffen. Es müßten
demnach die Pigmentationen in Flächen-
raum erscheinen, und nicht in
Punkten. Andererseits ist es Jedem
bekannt, daß wenn in der That rauhe
Luft, intensive Wärme selbst nur kurze
Zeit auf die Haut des Gesichtes ein-
wirkt, sich eine ziemlich dunkle Pig-
mentierung einstellt, die jedoch gleich-
mäßig die getroffene Fläche einnimmt
und nicht in Form getrennt stehender
sogenannter Sommerprossen. Es hat
somit nur eine mangelhafte Beobach-
tung unsere Vorfahren dazu bestim-
men können, die Epithelien als Pro-
dukt des Sonnen- und Lichteinflusses
hinaufstellen.“

Aber das Unheil, welches durch die
„mangelhafte Beobachtung unserer
Vorfahren“ angerichtet worden ist, ist
unberechenbar. Ihr ist die allgemeine
weibliche Todesangst vor dem Sonnen-
schein aufzuschreiben, ohne welchen
es doch für die Gesichtsfarbe un-
möglich ist, ein gesundes, liebe einflößen-
des Aussehen zu gewinnen, gleichwie
es für eine in einem Keller herange-
wachene Pflanze unmöglich ist, eine
gesunde grüne Farbe zu bekommen.
Wie diese Frauen gibt es, welche ihre
Krautbühnen über das Alter hinaus
ausbahren, da sie gerade erst in
voller Blüthe stehen sollten! Sie ha-
ben diesen frühzeitigen Verfall theils
ihrer geistigen und körperlichen Träg-
heit zu verdanken, theils ihrer Ge-
wohnheit, jeden Sonnenstrahl von ih-
ren Gesichtern abzuhalten, als wäre er
ein heimtückisches Gift und nicht: der

Born aller Gesundheit und Schönheit,
welder er in Wirklichkeit ist. Wenn
unsere jungen Damen ihre Musteln
mäßig in frischer Luft und im Sonnen-
schein üben wollten, dann würden
sie keiner Schleiher bedürfen, um sich ein
jugendlicheres Aussehen zu verschaf-
fen. Schleiher mögen gegen stürmischen
und rauhen Wind von Nutzen sein;
bei allen anderen Gelegenheiten soll-
ten sie jedoch vermieden werden, weil
sie dem Augenlicht schädlich sind. Sonnen-
schirme sind eine Nothwendigkeit
an sehr heißen Sommernachmittagen,
aber für den ganzen Rest des Jahres
braucht die Gesichtshaut alle Sonne,
welche sie bekommen kann.

Würde es noch eines weiteren Be-
weises bedürfen, um uns zu überzeu-
gen, daß die Sonne in ganz fälschlicher
Weise des Hervorbringens von Sommer-
prossen beschuldigt wird, so würde
derselbe in der Thatfrage zu finden
sein, daß die süßlichen brünetten Mas-
ken denselben viel weniger unterwer-
fen sind, obgleich sie ungleich mehr der
Sonne ausgesetzt sind, als die gelbbaa-
rigen, besonders aber die rothhaarigen
Individuen des Nordens. Professor
Hebra erklart in den Sommerprossen
mehr ein Naturprodukt, als eine wirkliche
Krautheit, und er ist der Meinung,
daß sie „mit dem gealterten Aussehen,
welches man bei niederen Thieren an-
trifft, zu vergleichen seien.“ Da sie
indem im Winter ebenso wie im Som-
mer ihr Spiel treiben und durch die
Sommerhitze nur sichtbar hervortreten,
so ist es ganz und gar ungerathen,
das unmittelbare Sonnenlicht als ihre
Quelle zu brandmarken.

Da Sommerprossen vornehmlich
bei nördlichen Breiten vorkommen, de-
ren Haut durch den vorliegenden Auf-
enthalt im Hause übermäßig gebleicht
und geschwächt ist, so scheint es trotz
Hebra's Meinung, daß sie das Ergeb-
nis einer ungesunden, abnormen Thä-
tigkeit der das Pigment absondernden
Vorrichtung sind, welche ja auch bei
der weißen Haut vorhanden ist. Wenn
dies der Fall ist, dann sollte richtige
Pflege der Haut, durch verschiedene
Generationen fortgesetzt, mit den
Sommerprossen aufräumen. Der
Grund, warum Leute vom Lande ih-
nen mehr unterworfen sind als die
Bewohner der Städte, würde dann
nicht dem größeren Vorkommen des
Sonnenlichtes auf dem Lande zu-
schreiben sein, sondern der größeren
Seltendheit von Badewannen, guter
Seife und rauhen Reibe-Handtüchern.
In der That sind Sommerprossen in
England seltener, als auf dem euro-
päischen Continente, und die Engländer
sind sprichwörtlich in ihre Bade-
wannen, wie in Bewegungen und Lebu-
gen aller Art in freier Luft verliebt.

Für diejenigen, welche ohne eigene
Schuld Sommerprossen von ihren Ge-
sichtern geerbt haben, mag darin ein Trost
liegen, daß diese Fieckchen in einer
sehr oberflächlichen Schichte der Haut
befinden und demgemäß entfernt wer-
den können. Es gibt verschiedene Me-
thoden, nach denen ihre Beseitigung
vollzogen werden kann, da aber diese
selbst ohne Hingabe von ärztlichen
Rathes anwendbar werden sollte,
so ist es nicht nöthig, hier näher dar-
auf einzugehen. Die, welche zeitweise
ihre Hautmängel zu verbergen wün-
schen, mögen sich gefügt sein lassen,
daß Apotheker und Parfümeure seit
undenklichen Zeiten kosmetische Mittel
hergestellt haben, deren Hauptbestand-
theil Talk (Talcum venetum oder
Federweiß Pulvis aluminis plu-
mosi) ist, welches, wenn eingerieben,
— was in Gehalt eines mit Wasser
angemachten Oeles oder einer Fett-
salbe aber auch in trockenem Zustande
als Pulver geschieht, — der Haut eine
angenehme weiße Farbe verleiht und
sie nicht im Mindesten schädigt; selbst
wenn der Gebrauch der betreffenden
Mittel durch das ganze Leben fortge-
setzt wird.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß in
der Zukunft die Electricität eine große
Rolle als Mittel zur Entfernung von
überflüssigen Haaren, Sommerprossen,
Muttermälern, Feuermälen u. s.
w. spielen wird. Schon jetzt ist nach
dieser Richtung hin Alles geschehen,
doch liegt als größte Gefahr dabei die
vor, in die Hände gefallenen, nur
auf ihren geschäftlichen Vortheil be-
dachtler Quacksalber zu fallen.

Schämen-Logik.

Zeit ist ein kostbar-edler Schatz —
Darauf herrscht kein Streit.
Daraus ergibt sich denn der Satz:
Sei sparsam mit der Zeit!

Nun weißt du: Dem, der eifrig schafft,
Vergeht die Zeit im Nu;
Das heißt: Schonst du nicht deine
Kraft,
Wirft Zeitverschwendung!

Darum mach' Pausen, lieber Sohn,
Und wär' dir's noch so leid:
Du sparst alsdann — das ist der
Lohn

Dir einen Schatz an Zeit!

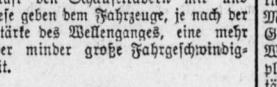
Maß' Pausen, lieber Sohn, — allein
Mit Maß, mußst du verfahren:
Nicht schön ist's, ein Vorkämpfer sein,
Doch Geiz — läßt auch nicht schön!

— Falsch aufgefaßt. Dienst-
mädchen (zur Frau Röhlin). Fräulein
von Berg läßt sich für heute Abend ent-
schuldigen, sie kann wegen Schnuppens
nicht kommen. — Rath (erschaut):
„Was, die — schnupft?“

— Besorgt. „Sie sollen Ihrem
Nachbarn eine solche Ohrfeige gegeben
haben, daß er heute noch geschwollen ist
— was haben Sie darauf vorzubrin-
gen?“ — „Ich hätte um ein rasches Ur-
theil, sonst schwillt der Mensch aus
Bosheit immer weiter!“

Ein Wellenmotor.

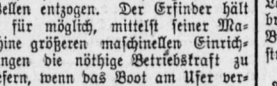
Von einem gewissen Paul Breiten-
stein, Bühnenschauspieler an dem McDo-
nough-Theater in Oakland, Californien,
ist ein Boot konstruirt worden,
das weder durch Dampf, Electricität,
Petroleum oder Gas getrieben wird,
sondern seine Vorwärtsbewegung ledig-
lich dem Elemente verdankt, von
dem es getragen wird. Das Fahr-
zeug ist ein Wellenmotor, an dem
zwei hochgehende Prähme mittels ei-
ner Charniers befestigt sind. Diese
folgen den Bewegungen der Wellen
und sehen durch ihr Auf- und Nieder-
schaukeln einen Hebel in Bewegung,
der seinerseits wieder ein Schwin-
grad treibt. Das Rad theilt seine
Kraft den Schaufelrädern mit und
diese geben dem Fahrzeuge, je nach der
Stärke des Wellenganges, eine mehr
oder minder große Fahrgeschwindig-
keit.



Soll das Boot anhalten, so werden
die Prähme der Berührung mit den
Wellen entzogen. Der Erfinder hält
es für möglich, mittelst seiner Ma-
schine größeren maschinellen Ein-
richtungen die nötige Betriebskraft zu
liefern, wenn das Boot am Ufer ver-
ankert wird und die durch die Wellen
entnommene Kraft anstatt auf die
Schaufelräder des Fahrzeuges auf die
in Betrieb zu sendenden Maschinen
übertragen wird.

Einem Nachteil hat diese Maschine,
denn sobald der Wasserpiegel seine
Bewegung zeigt, ist sie zum Stillstand
gezwungen.

Der versessene Professor.



„Aho, fünf Minuten muß man
sich ein Ei kochen lassen!“

„Ja, was ist das?“

Ungerecht.

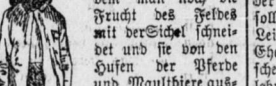
Frau: „Wenn Du doch einen ein-
zigen Abend zu Hause bleiben könn-
test!“ — Mann: „Aber Frauchen,
habe ich nicht stets den Schwelger-
abend mit Dir zusammen gefeiert?“

— Versäumt. „Du bist so är-
gerlich! Warum denn?“ — „O mein
Antel hat mir verschoben, alle meine
Schulden zu bezahlen!“ — „Und da
ärgerst Du Dich?“ — „Ja, daß ich
nicht noch mehr gemacht hab!“

— Auf dem Jahrmarkt. (In
einer Schauvitrine produziert sich ein
„Wild“. Erst verfährt er eine
lebende Taube, dann schludert er Feuer.)
Bauer (verständnislos): „Aha, die
rohe Taube thut ihm halt do net
gut! Neh' brat' er sich's im Magen.“

— Boshaft. Student (zum
Bekanntem, einem jungen Arzte, der
sich eben selbstständig gemacht hat):
„Wie sieht's mit der Praxis aus?“ —
„Es fängt an; vergangene Woche habe
ich den ersten Patienten bekommen!“ —
„Lebt er noch?“

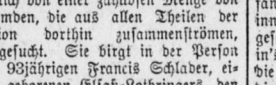
Ein falscher Messias.



kleine unbedeutende Stadt, etwa 20
Meilen von Albuquerque am Rio
Grande gelegen, von der wohl die
Wenigsten je etwas hörten, ist jezt
plötzlich in aller Munde und wird
täglich von einer zahllosen Menge von
Fremden, die aus allen Theilen der
Union dorthin zusammenströmen,
aufgesucht. Sie bittet in der Person
des 33jährigen Francis Schläder, eines
geborenen Elsch-Volkringers, den
Mann, von dem der unwissende und
abergläubige Haufe erhofft, daß er
von neuem die Menschheit aus diesem
Sündenpfehl errette. Trotz seiner
mehr als vierzigjährigen Kleidung hat
der Mann ein ehrwürdiges Aussehen.
Sein langhaariges Antlitz, trotz des
hohen Alters seines Trägers noch
immer braun wie ein Leinwand,
leuchtet weit über die Schultern, ein
brauner Vollbart bedeckt Hals und
Brust und in überirdischer Glanz
strahlen seine Augen.

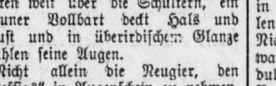
Nicht allein die Neugier, den
„Messias“ in Augenschein zu nehmen,
treibt Jung und Alt, Reich und Arm,
Leute aus den gebildeten Ständen
und abergläubige Landleute nach
Veralla, sondern vor allem erwartet
ein Jeder, dem ein Gebrechen anhaftet,
von Schläder durch Auflegen der
Hand alle Krankheiten heilen kann.
Daß Schläder's Nimbus bald in
Nichts zerfallen wird, kann keinem
Zweifel unterliegen und wird der
Humburg wohl nur solange anhalten,
bis anderswo ein noch größerer Unstern
aufleuchtet.

**Der Simultan 1, oder die Strafe des
Simultan.**



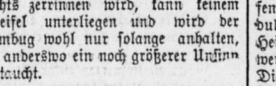
Moriz: „Sieh' mal dort den blinden
Mann mit der großen Brille! Her-
gerg, was der aber laut schnarrt!“

Maz: „Der ist wahrscheinlich ebenso
wenig blind wie Du und ich. So 'n
Schild kann sich Jeder umhängen.“



Moriz: „Du, wie wär's, wenn wir
Den seine Augengläser schwarz an-
strichen?“

Maz: „Ja, bin dabei!“



Der „Blinde“ (ermahnend): „O
Gott! O Gott! Ich würde, daß der
Himmel mich mit Blindheit schlagen
würde dafür, daß ich all' die Jahre
hindurch die Leute so behunbuggt
hab!“

Je nach dem.



Einem jungen Wollbesitzer, der
Hochzeit halten wollte, kam am Tage
zuvor ein Ochs aus und konnte nicht
eingefangen werden. Der Ochsbesitzer
reiste ab und beauftragte seinen Ver-
walter, ihm telegraphische Nachricht
betreffs des Ochsens zu senden. — Die
Botschaft war vorbei und beim Manne
wurden die eingelaufenen Glückwünsch-
telegramme, wie üblich, verlesen; unter
anderen auch das Telegramm des Ver-
walters, der mit der Nachricht aus sei-
nen Glückwünschtelegrammen wollte.
Das Telegramm lautete: „Gratulire,
der Ochs ist gefangen!“

Geländes Land.

Rein Weiß in Japan darf aus eigenem
Willen unverheiratet bleiben.
Der Mikado hat erst kürzlich verord-
net, daß bei jedem Heirath, das nach ei-
nem gewissen Alter noch nicht verheira-
tet ist, von Gefesges wegen ein Gatte,
den es annehmen muß, auszuwählen
wird.

— Verschiedener Stand-
punkt. Blaustumpf: Die Blüder
find meine Kinder! — Hausmutter:
Die Kinder sind meine Blüder!

Frauenpflicht.

Man spricht in heutiger Zeit so viel
von unglücklichen Ehen und mäkelst an
der Ehe selbst. Aber nicht die Ehe
sollen wir verläßern, sondern den
Leichsinn und Egoismus, mit dem
Ehen geschlossen werden. „Wer Men-
schen sucht, wird Engel finden.“ Gut,
lehren wir unsere Töchter, Menschen
mit ihren Fehlern und Schwächen zu
lieben. Lehren wir sie, daß der
Mann kein Romanheld ist, reich an
Schönheit, an Schätzen und Vollkom-
menheiten, sondern ein „Werbender“,
der noch oft ihre gehen kann im Leben.
Er soll ihr wohl als der Ältere, Stür-
kere und Welterfahrene ein Vorbild
sein in allem Guten und Schönen, er
soll ihr ein Führer und Schützer wer-
den, aber sie ermahnt nicht über-
menschliches von ihm, wenn sie nicht
grausam enttäuscht werden will. Gut
ist es, wenn beide Gatten schon im An-
fang der Ehe ihrer Liebe das Gefühl
inniger, dauerhafter Freundschaft zu-
gefallen. Der Mann muß hinaus
in's feindliche Leben! Frühlich!
die Frau, die von dem Mann noch alle
die jarten Aufmerksamkeit, die sü-
ßen Tändeleien verlangt, in denen sich
der Bräutigam gefiel. Das Leben er-
wartet von der Frau ein gewisse Här-
te, eine Widerstandskraft, die er nun
auch in Haus und Familie nicht bei
der zweiten Natur gemorden sind. Aber
die Anhänglichkeit, welche die Ehe
Frau beifügen soll, mildert diese Härte
in der Ehe, ja, läßt sie in vielen Fäl-
len erst nicht zum Vorschein kommen.
Nicht Threnen sollen den Mann er-
weicen, sondern die hingebende Ge-
duld. Einem Manne, der in seinem
Berufsleben Mangel, Verdruß, schwe-
renummer gehabt hat, nun noch mit
den Sorgen befüßigen zu wollen, die
jeder Hausfrau der Frau auferlegt,
wäre für die Frau grundfalsch. Sie
muß selbst denken, selbst handeln ler-
nen. Der Mann hat ihr, als er sie
zur Gattin des Hauswesens erwählte,
die Kraft und Fähigkeit zugesagt, ein
harmonisches Ganzes mit ihm zu schaf-
fen, ihm fehlt die Zeit und die Ge-
duld, mit ihr zu vertragen, wie sein
Geist am vortheilhaftesten aufzubau-
en werden soll. Das ist Frauenpflicht.

Die Geschlechter sind verschieden er-
schaffen worden, um sich zu ergänzen.
Eine liebende Frau muß fühlen, wel-
cher Behandlung ihr von Arbeit oder
Mißerfolgen verstimmter Mann be-
darf, um das Gleichgewicht seiner
Seele wiederzufinden. Ein heiteres
Gemüth, eine Dosis Humor werden
hier Wunder thun, aber sie werden nur
durch Geduld und Gelassenheit er-
worben, und um solche herrliche Ge-
sellschaft zu erlangen, bedarf es der
Selbstüberwindung und der Selbst-
losigkeit. Man glaube nicht, daß Ju-
gend nachzustreben ein gar so un-
dankbares Geschäft ist. Immer wird
das Ringen nach der Vollendung den
Menschen erheben, stets wird es ihm,
wenn auch vielleicht erst nach Jahren
die Anerkennung seiner Umgebung
verschaffen. Die Nachgiebigkeit einer
Frau kann nicht ohne Einfluß auf ein-
en gut gearteten Mann bleiben. Seine
Ritterlichkeit bewahrt ihn davor, die
Gefährlichkeit zu bedeutungslosen Null
in seinem Leben herabsinken zu lassen.
Er wird auch, wenn er ihre Klugheit
erkennt hat, diese Nachgiebigkeit im-
mer weniger in Anspruch nehmen,
sondern bei allen Vorwommnissen des
Lebens ihren Rath, ihr Urtheil einho-
ren. So sagt ja Goethe: „Ein edler
Mann wird durch ein gutes Wort der
Frauen weit geführt.“ Die Frau soll
bestrebt sein, ihm die unerlässliche Ge-
fährlichkeit zu werden, die auch seine ge-
istigen Interessen sehr wohl zu den ih-
ren machen kann. Es ist ein stolzer
vieler eitle Frauen, sich über den
Mann zu erheben, sie stellen sich die
Gegenstände ihrer Liebe nach und nach
absichtlich hilflos, unbedeutend, scham-
los oder tyrannisch vor. Der Schaden
liegt auf ihrer Seite. Nie mehr könn-
ten sie das Verlorene zurückgewinnen.
Wie wohl aber ist der Frau zu Muthe,
die hochherzig genug ist, den
Mann ihrer Liebe zu schmücken, ihn
zu erheben über andere. Das kann sie
thun, so lange sie lebt, denn unter Da-
sein ist ja doch am Ende nur lebens-
weith durch schöne Zustionen, und die
Frau kann vermöge ihrer Gemüthsstärke
dieser besser festhalten als der grübel-
rische, zur Skeptik neigende Mann.
Wohl der Frau, welche die Ehe hoch-
achtet, welche es noch als ein Glück be-
trachtet, arbeiten zu dürfen am Beha-
gen der eignen Familie.

Ich kann nicht!

Wer hätte diese so inhaltschwereren
Worte nicht schon selbst ausgesprochen,
wer sie nicht von andern gehört? Und
hoch sollte keine Frau sagen, dies und
dies kann ich nicht, denn sie muß es
können. Und damit sie dies Ziel
erreiche, gewöhne sich schon das Mäd-
chen daran, dort nichts zurückzuspre-
den. „Ich kann kein Blut sehen!“
sagt die eine; „Ich kann das Jammern
eines Kranken nicht vertragen!“ eine
andere, und eine dritte kann wieder
etwas anderes nicht. Mit festem Willen
kann der Mensch alles, was er
ernstlich will. Die Frau zumal darf
diese drei Wörtchen nicht in ihrem
Münderbuch führen. Wie traurig,
wenn sie bei jeder Gelegenheit sich ab-
wendet, wenn sie ihre Ohren,
ihre Augen verschließen muß,
weil sie nicht gelernt hat, sich zu be-
herrschen, weil sie die Zeit, da sie es
hätte thun können, ungenüßig verstre-
ichen ließ. Beherrschung, das ist es,
was wir uns aneignen müssen, Be-
herrschung und einen festen Willen, der
durch keine Unzufriedenheit beeinträchtigt
wird, der sich durch nichts beirren läßt.
In dem Leben der Frau, die von dem
Grenze ihrer Pflicht überzeugt ist, kom-
men so viele Momente vor, wo sie ihre
Stärke beweisen und mit gutem Bei-
spiele vorangehen muß. Wie soll eine
Frau ihre Pflichten erfüllen, wenn ihr
Denken allein darauf gerichtet ist, was
sie kann oder nicht kann? Nehmen
wir an, sie ist Gattin und Mutter. Es
erkrankt ein Kind. Die sorgfältigste
Pflege ist notwendig. Wäre es nicht
traurig, wenn die Mutter sich zurück-
zieht, weil sie nicht im Stande ist,
die Verordnungen des Arztes auszufüh-
ren? Ein weiches Herz ist etwas
Schönes, aber nur wenn der richtige
Gebrauch davon gemacht wird. In
vielen Lagen des Lebens muß die
Frau eine gewisse Härte des Herzens
gegen sich selbst, selbst notwendig ist,
ihre Gefühle oft unterdrücken und nur
erfüllen, was man von ihr, ihrer Ein-
sicht und Geschäftigkeit verlangt. Das
Schicksal ist unerbittlich. Was dann,
wenn der Gatte, der in den besten Ver-
hältnissen lebte, nicht mehr gewähren
kann, was er bisher zur Verfügung
stellte?

Das darf dann eine Frau, die von dem
höhen sittlichen Werth ihrer Stellung
durchdrungen ist, sagen: „Ich kann
nicht in diesen Verhältnissen nicht
finden!“ Geht nicht, sie muß sich
finden können und hat noch obenhin
die Pflicht, den Gatten nicht merken
zu lassen, wie schwer es ihr fällt,
Arbeiten persönlich zu verrichten, die
früher ein anderer für sie gethan hat.
Ist's ihr ein Opfer, so darf sie es nie-
mals verachten, im Gegentheil soll sie
den begabten Gatten aufsuchen, durch
ihre Beispiel den Kindern zeigen, was
eine Frau vermag. Eine Frau muß
alles können, auch den unüberwindlich-
sten Abseuf zu sich zu betämpfen
wissen, ihr eigenes Ich stets und überall
in den Hintergrund stellen. Wenn dies
von Jugend auf geübt wird, dann ist
auf den die das Gesicht gestellt hat,
würdig auszuführen.

Spiegel in der Hand.

Die Königin im Märchen Schneewittchen
befragt nur das „Spiegelin,
Spiegelin an der Wand“ über ihre
Schönheit. Die neueste Handhuch-
mode ermöglicht es der Handhuch-
gerin, das „Spiegelin in der Hand“
in's Vertrauen zu ziehen. In den lin-
ken Handhuch des Jovins- oder Sei-
bengehens ist nämlich auf der Innen-
seite der Größe eines Halses ein Spiegel
eingewoben, jedenfalls ein techni-
sches Kunststück. Die linke Seite ist
jedemfalls gewöhnt, weil gewöhnlich die
rechte Hand den Schirmgriff zu um-
spannen pflegt. Etwas Ueberer-
reitung und Handgymnastik wird die
Spiegelmadame allerdings erst tre-
iben, sich gemüthlicher — trainiren
müssen, ehe sie es wagen kann, ihren
geheimen Rathgeber öffentlich zu ton-
sultiren. Oder sollte der Handhuch-
Spiegel nicht in erster Reihe die Wis-
senschaft haben, die Mittelzeit zu befröh-
lichen, sondern soll er Dienste versehen,
wie hier und da noch bei allen Vater-
lande, ganz besonders aber in Probin-
zialsstädten häufig vertriebenen soze-
nalen Spione, die schräg an den
Fingern nach der Strafe abgemachten
Spiegel, welche es dem im Zimmer
Reflektiren gefahren, die auf der
Strafe Befindlichen unbemerkt zu be-
obachten? Das wäre ein ganz inter-
essanter Zeitvertreib auf langen Stra-
ßenabschnitten. Nur mögen die un-
ternehmungskünstigen Mädchen sich
wohl, daß schließliche nicht falsche Vor-
spiegelungen“ dabei herauskommen.

Zeitverachtung eines Schwaben.

Defast doch a eigene Zeit, jezt! Prü-
fer ist in seine Vergnügung halt
hoch viel festschreiben g'wese, — und
mit Weniger glücklich! Was hat denn
all's für a Fehlschick, wenn ma mit
feinere U'betete, bloß zu Jovell, hat
feinere in emma Schiffsahrt — und
na a fah's! Blad bezuga g'unga hot —
oder etwas beclarmirt? — „Wer rettet